
Damaris Nübling

Braucht man
Braucht man
Sprachgeschichte?
Sprachgeschichte?

Duden

Braucht man Sprachgeschichte?



Damaris Nübling

Braucht man Sprachgeschichte?

Vortrag anlässlich der Verleihung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
am 11. März 2015

Laudatio von Peter Schlobinski



Peter Schlobinski

Laudatio auf Damaris Nübling

*Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Kurz,
liebe Frau Winkenbach,
sehr geehrte Preisträgerin – liebe Frau Nübling,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren.*

1 Präliminarien

Gestatten Sie mir zunächst zwei Vorbemerkungen. (1) Nachdem am 14. März 2012 der »Staffelstab des Preises« (vgl. Eichinger 2012: 14) an mich übergeben worden war, der Dudenverlag den Mitarbeiterstab drastisch reduziert hatte und nach Berlin umgezogen war, da befürchtete ich, möglicherweise der Schlussläufer in den Zeitläuften der Konrad-Duden-Preis-Geschichte zu sein. Umso erfreulicher ist es, dass wir nunmehr drei Jahre später an gleicher Stelle zusammengekommen sind, um die lange und große Tradition der Verleihung des Konrad-Duden-Preises fortzuführen. (2) Als der Preis das letzte Mal einem Vertreter »der jüngeren Generation« verliehen wurde – ich war 2011 57 Jahre alt –, war dies Anlass, mit durchaus ironischen Seitenblicken über die Semantik von *jünger* nachzudenken. In diesem Jahr ehren wir eine »Vertreterin der noch jüngeren Generation«, nämlich Damaris Nübling, Jahrgang 1963. Liebe Frau Nübling, ich glaube nicht, dass diese negative Altersprogression in der Verleihungspraxis so weitergehen wird. Kurzum: Ich wette darauf, dass Sie für die nächsten zwanzig Jahre die jüngste Duden-Preisträgerin bleiben werden.¹ Sollte es anders kommen, erhalten Sie am 11. März 2035 eine Flasche Barolo zugestellt: 2015 abgezapft und originalverkorkt!

Es mag für einen rituell bestimmten Laudator nicht immer leicht sein, eine Lobrede zu Ehren einer Person zu halten. Wenn dieses Jahr eine Sprachwissenschaftlerin ausgezeichnet wird, die sich »um die Wechselwirkungen zwischen

¹ Nachtrag: Die Wette habe ich bereits verloren, da Hans Jürgen Heringer mich nach der Laudatio darauf aufmerksam machte, dass er bereits 1989 als 50-Jähriger den Konrad-Duden-Preis erhalten habe. Unter den vier Duden-Preisträgerinnen allerdings ist Damaris Nübling die jüngste, aber ich will mich nicht rausmogeln. Die verlorene Wette wird eingelöst und Kollege Heringer erhält ebenfalls eine Flasche Barolo.

- 6 Sprache und Gesellschaft verdient gemacht hat« und deren »Arbeit über den akademischen Kreis hinaus in die Öffentlichkeit wirkt«, dann ist dies etwas, was mit meinen Vorstellungen von Sprachwissenschaft und deren Vermittlung kongruiert. Aber dies allein wäre kein Grund, eine begeisterte Lobrede zu halten. Vielmehr sind es die Arbeiten selbst und der Zugang zu sprachlichen Phänomenen und Strukturen, die ich an den empirisch soliden und theoretisch fundierten Arbeiten von Damaris Nübling schätze und bereits vor der Preisverleihung schätzen gelernt habe. Und ohne die Namenforschungen der Preisträgerin hätte ich nie zu einem tieferen Interesse an der Onomastik gefunden, hätte nie ein Seminar zu diesem Thema angeboten, und wir würden nicht demnächst Seit an Seit in einer Publikation vertreten sein.

2 *Curriculum vitae*

Im Sommersemester 2000 wird eine junge Sprachwissenschaftlerin in Mainz zur Professorin berufen. Eine großartige Karriere hinter und vor sich, aber doch noch nicht so richtig in der Fakultät angekommen. In der Einladung zur Verabschiedung ihres Vorgängers heißt es: »Sie können auch gerne Ihre Frau mitbringen.«² Die nur an Professoren gerichtete Einladung war sicherlich der Genderverteilung am Deutschen Institut geschuldet, aber nicht nur – sondern auch dem eher seltenen Rufnamen Damaris. Der Name scheint so ungewöhnlich zu sein wie mein heutiges schlipsloses Outfit. Denn oder aber: Liebe Frau Nübling, ich habe es von Ihnen schriftlich: »Krawatte jedenfalls ist verboten.« (E-Mail vom 18.12.2014) Und nur mit größtem inneren Widerstand konnte ich Ihrem direktiven Sprechakt folgen. Zurück zu Damaris, dem »tollen Vornamen«, wie in einem Fanbrief an Sie zu lesen ist. Ein Blick in Seibickes (1996: 462) *Historisches Deutsches Vornamenbuch* belegt eindeutig, dass ein Frauenvorname vorliegt. *Damaris* leitet sich demnach von gr. *dámar* ›Geliebte, Gattin‹ oder *dámalis* ›Kalb‹ ab. Und im *Duden-Lexikon der Vornamen* kann man nachlesen, dass der Name in der Apostelgeschichte des Neuen Testaments der Bibel belegt ist (Apg. 17,34). Darin war Damaris eine Frau, die um das Jahr 55 in Athen lebte und »von dem Apostel Paulus bekehrt wurde. Deren Name fand im 17. Jh. Eingang in die Namengebung der englischen Puritaner. Für die Vergabe von Damaris in Deutschland seit den 1960er-Jahren ist mit angloamerikanischem Einfluss zu rechnen.« (Duden – Lexikon der Vornamen 2013: 101) So ungewöhnlich ist die Namengebung nicht, wenn man bedenkt, dass Damaris Nübling in einem evangelisch geprägten Elternhaus aufwuchs.

Der Vater evangelischer Pfarrer, seine erste Stelle in Hohenau, einer in der Nähe Trinidads im Jahre 1900 von deutschen Einwanderern gegründeten Großkolonie in Paraguay, wo Damaris Nübling 1963 geboren wurde. Vier Geschwister und »eine lebhaftes Kindheit mit viel ideeller Förderung« (persönlich von

² Dank an Rita Heuser für diese Information.

D. N. verfasstes Dokument). Noch 1963 Rückkehr der Familie nach Deutschland, da die Eltern ihre Kinder hier sozialisieren wollten. Sechs Jahre bei Lörrach an der deutsch-schweizerischen Grenze, danach zehn Jahre im idyllischen Müllheim/Baden, dann ein Jahr in Venezuela, schließlich zwei Jahre in Heidelberg und dort 1982 Abitur, die Eintrittskarte in die akademische Vita. Eigentlich war es immer Nüblings Wunsch, Biologie zu studieren. Als Austauschschülerin war sie in Venezuela in eine Biologieprofessorenfamilie geraten – seitdem stand dieser Wunsch fest und sie hätte auch einen Studienplatz in der Stadt ihrer Eltern bekommen. Aber genau dies war der Grund, *nicht* mit dem Studium der Biologie zu beginnen, denn sie wollte raus, weg von zu Hause, an einen neuen Ort (mir ging es nach dem Abitur genauso). Also bewarb sich die Abiturientin um einen neuen Studienplatz und begann ein klassisches »Parkstudium«: Spanisch, Französisch, Deutsch an der Uni Freiburg. Dort kam sie gleich im ersten Semester mit der (ihr bis dato unbekannt) Linguistik in Kontakt und dabei blieb es. Und wenn ich hinzufügen darf: zum Glück!

Ich habe mich gefragt, wie man von der Biologie zur Linguistik kommt. Als Erstes fallen einem die binäre Nomenklatur von Carl von Linné und die semantischen Taxonomien ein, insbesondere die unterschiedlichen Verwandtschaftstaxonomien in den Sprachen der Welt. Aber das war es wohl nicht. Als Student hatte ich einen Nachhilfeschüler aus der 7. oder 8. Klasse. Keine Lust auf Latein, aber dafür immer auf der Suche nach Käfern – große, kleine, unter Laubschichten und Moosflechten, zwischen Geäst und Moder. Ich konnte damals nicht verstehen, wie man auf Käferjagd gehen kann, Käfer waren für mich etwas völlig Schräges. Als der ehemalige Nachhilfeschüler als Biologiestudent in Australien auf der Suche nach seltenen Käfern war, gelegentlich eine bis dato unbekannte Art fand, präparierte und identifizierte, wurde mir klar, was den jungen Forscher angetrieben hatte: die Entdeckungslust. Und genau das scheint mir eine große Motivation von Damaris Nübling zu sein: in den Ablagerungen der Sprachgeschichte Strukturen zu entdecken, Prinzipien, die sprachliche Veränderungen bewirken, Regeln auch dort zu finden, wo Abweichungen von den Regularitäten vorliegen (zur Einführung s. Nübling 2006).

Der Weg zur Sprachgeschichtsforscherin erfolgte jedoch nicht geradlinig: »In der Germanistik war Otmar Werner derjenige, der meinem linguistischen Interesse am nächsten kam und der auch immer auf erfrischende und selbstverständliche Art und Weise die Sprachgeschichte einbezogen hat. Ansonsten war die germanistische (keineswegs die viel weniger verstaubte romanistische) Sprachgeschichte für mich ein Gräuel: Immer wieder endete sie bei der Suche nach Umlaut, Diphthongierung, Monophthongierung und 2. Lautverschiebung in mittelhochdeutschen Texten. Leider hat mich diese Disziplin zunächst gar nicht inspiriert (viel zu selbstbezüglich-philologisch und dezidiert unlinguistisch), wenngleich sie in der Romanistik sehr gut vermittelt wurde. Kurzum: Altspanisch und Altfranzösisch fand ich viel spannender als Althochdeutsch oder Mittelhochdeutsch. Was auch in der Romanistik selbstverständlich und in der Germanistik völlig unüblich war (aber bei Otmar Werner zum Glück nicht): der kontrastive Blick auf die Schwestersprachen. Selbstverständlich lernte man

als RomanistIn auch Portugiesisch und andere romanische Sprachen – und Otmar Werner bot Seminare zum Friesischen, zum Luxemburgischen, ja sogar zum Färöischen an, da er auch in der Skandinavistik unterrichtete.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument)

Nach dem Studium 1988 bot Otmar Werner ihr im Sonderforschungsbereich »Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit« eine Mitarbeiterstelle an, auf der sie nach drei Jahren 1991 promovierte. Thema der Arbeit: *Klitika im Deutschen*. Und dann ging es die Karriereleiter zügig nach oben. Ab April 1992 eine Assistentenstelle bei Otmar Werner für »Vergleichende Germanische Philologie und Skandinavistik«, 1998 Habilitation und 2000 schließlich der Ruf an die Johannes-Gutenberg-Universität Mainz auf die Professur »Historische Sprachwissenschaft des Deutschen«.

Und dann? »Tja, dann«, schreibt Damaris Nübling, »kam 2002 Konrad Kunze aus Freiburg auf mich zu, der gerade frisch in den Ruhestand getreten war und der als ausgewiesener, moderner, energie- und schwungvoller Onomast mit den neuen digitalen Methoden (auf Basis der Telekom-Daten) und einem wunderbaren, heute immer noch unübertroffenen Kartierungsprogramm für die deutschen Familiennamen eine Projektpartnerin suchte (und mich dabei sofort gewann), u. a. um junge Wissenschaftler/-innen für dieses Projekt »Deutscher Familiennamenatlas« zu gewinnen. [...] Konrad Kunze hat mich also mit der Namenforschung infiziert.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument) Die Infektion hält bis heute an, wie man den zahlreichen Publikationen entnehmen kann. Und das Kunze-Nübling-Onomastik-Virus greift um sich, befällt Studierende und Mitarbeiter/-innen, und auch Kolleginnen und Kollegen sind nicht immun gegen das Virus. Bevor ich nun auf den Onomastik-Infekt näher eingehe, lassen Sie uns zunächst zwei wichtige Arbeiten von Damaris Nübling erwähnen: ihre Dissertations- und ihre Habilitationsschrift.

3 Würdigung des wissenschaftlichen Œuvres

Bereits in ihrer Dissertation zu den Klitika im Deutschen aus dem Jahre 1991 zeigt sich etwas, was auch ihre zukünftigen Arbeiten auszeichnet: ein Vordringen in die tiefer liegenden Sprachstrukturen. Aber nicht synchron im chomskyschen Sinne, sondern diachron in Form einer Tiefenbohrung. Eine Tiefenbohrung in die Sedimentstrukturen der deutschen Sprache, in die verborgenen Ablagerungen historisch gewachsener Sprachschichten. Aus der Analyse der häufigsten Wortzusammenschreibungen in althochdeutschen Handschriften kann Nübling ein Prinzip ableiten (das in der Schriftlinguistik merkwürdigerweise nicht weiter rezipiert wurde), das ich das »Prinzip der tiefen und flachen Schriftsysteme« nennen möchte. In tiefen Schriftsystemen sind mehr Ebenen des Sprachsystems in der Schrift repräsentiert, und »je tiefer dieses ist, desto mehr entfernt es sich von dem primären Prinzip der Alphabetschrift« (Nübling 1992: 345), der Repräsentation der Lautstrukturen. Folglich ist die morphologische und ideografische Komponente stärker

vorhanden. In flachen Schriftsystemen hingegen, wie im Althochdeutschen, ist die Lautseite vorrangig und bestimmte Verbindungen werden einfach als Wort zusammengeschrieben. Vereinfacht gesagt: In flachen Schriftsystemen ist die Lautseite vorrangig, in tiefen Schriftsystemen die morphologische und semantische Seite. Übertragen auf Schreibungen in den digitalen Medien hieße das: Die Tatsache, dass in bestimmten Textsorten *weils, seitm, mitm* usw. zusammengeschrieben werden, ist im Zusammenhang mit der konzeptionellen Mündlichkeit und einem im nüblingschen Sinne »flacheren« orthografischen Substandardsystem zu sehen.

Auch in ihrer Habilitationsschrift aus dem Jahre 1998 mit dem Titel *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen* (Nübling 2000) stehen Sprachwandelprozesse im Vordergrund. Die zündende Idee dazu entstand im »Schweizer-skandinavischen Sprachkontakt«, in dem sich die Geehrte befand: Warum sind genau die gleichen Verben im Alemannischen wie im Schwedischen und Norwegischen gekürzt, kontrahiert und in der Flexion komplett unregelmäßig, obwohl sie alle einmal in große, ordentliche Klassen integriert waren? In ihrer Arbeit wird »im Unterschied zu den meisten Arbeiten zum Sprachwandel [...] hier gerade nicht nach der Regularität, nach der vermehrten Ordnung gefragt, die diachron angeblich – und sehr oft auch tatsächlich entsteht, sondern der Fokus wird genau in die entgegengesetzte, bisher viel zu stark vernachlässigte Richtung gelenkt: Es wird der Versuch unternommen, Sprachwandel einmal »gegen den Strich zu bürsten«, indem systematisch zusammengestellt wird, über welche Wege morphologische ›Unordnung«, morphologisches ›Chaos‹ entstehen kann« (Nübling 2000: 7).

Aber ist es in der Sprachwissenschaft nicht kontraproduktiv, statt Ordnungsstrukturen und Regeln Unordnung und Chaos, die »Unfälle der Sprachgeschichte«, zu suchen? Ist es nicht das Größte für den Linguisten, Regeln oder gar Gesetze zu finden? Womöglich universelle Gesetze? Nübling zeigt, dass irreguläre Formen auf der Folie regulärer Bildungsprozesse zu sehen und dass spezifische Prinzipien für die Regularität der Irregularität verantwortlich sind. Dem, was Nübling en détail zeigt, liegt ein Prinzip zugrunde, das man mit dem Philosophen und Mathematiker Charles Sanders Peirce als »Regularitätsprinzip« bezeichnen könnte. Es ist ein Prinzip, das aus Fluktuationen im System, und so auch im Sprachsystem, Gleichförmigkeiten im Allgemeinen entstehen lässt. Alle Gesetzmäßigkeiten, auch naturwissenschaftliche, sind für Peirce Resultate der Evolution. Er schreibt in seiner großartigen Schrift *Eine Vermutung über das Rätsel (der Sphinx)* aus dem Jahre 1887/88, und dies könnte als Leitprinzip der nüblingschen Analyse gesetzt werden: »Wir blicken zurück auf einen Punkt in der unendlich entfernten Vergangenheit, als es noch keine Gesetze, sondern nur Unbestimmtheit gab; wir blicken voraus auf einen Punkt in der unendlich entfernten Zukunft, wenn es keine Unbestimmtheit, keinen Zufall, sondern eine vollständige Herrschaft des Gesetzes geben wird. Aber zu jedem bestimmbareren Zeitpunkt in der Vergangenheit, wie früh er auch angesetzt wird, gab es schon immer eine gewisse Tendenz zur

10 Gleichförmigkeit; und zu jedem bestimmbaren Zeitpunkt in der Zukunft wird es eine leichte Abweichung von der Gesetzmäßigkeit geben.« (Peirce 1995: 166) Sogenannte Irregularitäten sind Reflexe eines vorangeschrittenen und weiter voranschreitenden Generalisierungsprozesses, der bei mehr oder weniger zufälligen Fluktuationen seinen Anfang genommen hat. Im dynamischen System der Sprache sind diese Fluktuationen entweder zufällig oder durch innerlinguistische Prozesse bedingt oder aber durch Umweltsysteme, wie z. B. durch soziale Systeme.

Für die Nicht-Linguisten unter uns war dies sicherlich harter Tobak. Lassen Sie uns auf ein drittes, großes Gebiet blicken, auf dem Damaris Nübling Außerordentliches geleistet hat und das jeden von uns schon einmal berührt hat. Es geht im weitesten Sinne um Namen und deren Erforschung. Es geht um die Onomastik, ein Teilgebiet der Linguistik, das auf eine zweieinhalbtausendjährige Tradition zurückblicken kann und das Damaris Nübling vom Staub der Tradition befreit und mit moderner Linguistik verbunden hat. Wie in anderen Schriften hat Nübling in der Onomastik herrschende Positionen »gegen den Strich gebürstet« (s. o.), so in der Reanalyse des Plural-s aus dem Genitiv-s von Eigennamen (Nübling/Schmuck 2010). Nübling zeigt (2009a, b), dass sich bei den Rufnamen aktuell ein Quantensprung in der Androgynisierung abzeichnet: Der Trend geht in Richtung Einebnung der onymischen Geschlechterdifferenzierung, man denke an den Rufnamen *Luka/Luca* versus *Mia, Lena, Anna* usw. Auch strukturell findet eine Angleichung statt, dies betrifft die durchschnittliche Silbenzahl in der Entwicklung seit 1945 und auch die quantitative Zunahme von Nebensilbenvokalen bei den Männernamen.

In vielen ihrer Arbeiten nimmt Damaris Nübling eine neue Perspektive ein und gewinnt neue Erkenntnisse, weil sie an vorherrschenden und fossilisierten Positionen zweifelt.

4 *Der onomastische Dubitativ*

In einem Gedicht von Erich Fried mit dem Titel *Angst und Zweifel* heißt es:

Zweifle nicht
an dem
der dir sagt
er hat Angst

aber hab Angst
vor dem
der dir sagt
er kennt keinen Zweifel

Aus: *100 Gedichte ohne Vaterland* (1979: 89)

Der Zweifel hält bekanntlich das Denken in Bewegung, er mündet in der Wissenschaft in begründete Kritik und in ein Gegen-die-herrschende-Meinung-Denken. Davon, dass Damaris Nübling über einen produktiven Zweifel verfügt, legen ihre Arbeiten beredtes Zeugnis ab, wohl nirgendwo schärfer formuliert als in dem Statement: »Meines Erachtens mangelt es der deutschen Genderlinguistik an linguistischem Niveau – angefangen dabei, was sie alles unter ›generischem Maskulinum‹ versteht. Fundierte linguistische Kenntnisse fehlen in der Diskussion – sprachhistorische sowieso –, die denn auch oft von Nicht-Linguist/-innen geführt wird. Viele Linguist/-innen wollen sich daran lieber nicht die Finger verbrennen.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument) In ihrem Beitrag aus dem Jahre 2011 *Von der »Jungfrau« zur »Magd«, vom »Mädchen« zur »Prostituierten«* widerlegt Nübling die These, dass die Pejorisation, die semantische Abwertung, auf die zu höfliche Behandlung von Frauen durch Männer zurückgehe. Ich bin gespannt auf die demnächst zusammen mit Helga Kotthoff erscheinende *Einführung in die Gender-Linguistik*.

Meine Damen und Herren, liebe Frau Nübling, lassen Sie uns zum Schluss ein kleines Spiel spielen, nennen wir es »Der onomastische Dubitativ«. Den Zweifel am Eigennamen als einem »starrten Designator« (Kripke 2005) hat Ray Bradbury (1977) in einer kleinen Erzählung mit dem Titel *Kein Abend, kein Morgen ...* auf einen existenzialistischen Kontrapunkt gebracht. Wenn Sie, liebe Frau Nübling, auf Ihre erste Publikation schauen und unter dem Titel Ihren Namen sehen, dann kann sich die Frage stellen, ob Sie *wirklich* die Autorin sind. Gibt es einen Beweis dafür, dass Sie die Person sind, die das Buch *Klitika im Deutschen* geschrieben hat? Das Buch liegt vor, Ihr Name steht gedruckt auf dem Buchdeckel, aber so könnten Sie bezweifeln: »Der Name auf dem Papier ist trotzdem nicht ich. Er ist ein Symbol, ein Name.« Und Sie könnten weiter argumentieren, »es besteht eine Beweislücke, eine Lücke zwischen tun und getan haben. Was man getan hat, ist tot und kein Beweis. Und die gedruckten Bücher sind Überreste vollzogener Handlungen, zeitlich entbunden vom Akt des Verfassens, nichts als eine Erinnerung.« Und kann man seinen Erinnerungen trauen, sind sie ein unwiderlegbarer Beweis? Wenn Sie eine solche nihilistische Position einnehmen würden (was Sie nicht tun), dann setzte ich Ihnen die des logischen Positivismus entgegen (Russel 1967: 48 ff.).

Eigennamen sind in Wirklichkeit Beschreibungen. Wenn Sie also, liebe Frau Nübling, Ihren Namen gebrauchen, und es so etwas wie eine Bekanntheit mit sich selbst gibt, dann bezeichnen Sie sich selbst unmittelbar, es läge eine direkte Selbstreferenz vor. Wenn ich aber etwas über Sie sage, wie ich es in diesem Moment tue, dann liegen mir bestimmte Informationen vor, die ich entsprechend klassifiziere. Die Person mit dem Namen Damaris Nübling, mit der ich telefoniert habe, ist witzig und hat Humor. In der Bibliothek sind Bücher unter ihrem Namen verzeichnet. Im Internet findet sich ein Interview mit einer Person namens Damaris Nübling, die genauso aussieht wie jene Person, die heute hier als Damaris Nübling geehrt wird. In einer Pressemitteilung ist zu lesen, dass »die Bandbreite ihrer Forschung, die zahlreichen internationalen Kooperationen und ihr Engagement für den wissenschaftlichen Nachwuchs sie

zu einer würdigen Trägerin des Konrad-Duden-Preises [machen]«³. Die Bezugnahme auf ein- und dieselbe Person ist also ersetzbar durch Beschreibungen und verschiedene Personen werden verschiedene Beschreibungen liefern. Um sich seiner selbst zu vergewissern, haben wir die Fähigkeit, die Perspektive des anderen einzunehmen. Und so könnten wir einer nihilistischen Position entgegenhalten, dass Damaris Nübling Autorin des Buches *Klitika im Deutschen* ist, wenn wir den Beschreibungen anderer und den Zeugnissen der Geschichte (wie dem Buch) ein Stück weit vertrauen, wie auch der Gewissheit unserer selbst.

Vertrauen in die eigene Arbeit und Zweifel an der eigenen Arbeit – dies macht eine gute Wissenschaftlerin aus. Wenn sich hierzu Innovationskraft, Freude an der Arbeit, Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie das Wirken in der Öffentlichkeit gesellen, dann ist all dies ein Fundament, von dem aus ein prachtvolles Werk geschaffen werden kann. Liebe Frau Nübling, ich wünsche Ihnen dafür weiterhin gedankliche Schärfe, Kraft und Herz und ich bin mir sicher, dass wir noch viele interessante Bücher und Beiträge von Ihnen werden lesen können. Und vielleicht können wir auf der IDS-Tagung 2035, wie auch immer die eingangs formulierte Wette ausgehen mag, den bis dahin hoffentlich nicht originalverkorksten Barolo gemeinsam verkosten.

3 <http://www.duden.de/presse/Konrad-Duden-Preis-2014-geht-Damaris-Nuebling>

Literatur

- Bradbury, Ray* (1977): »Kein Abend, kein Morgen ...« In: Ders.: Der illustrierte Mann. Zürich, 182–195.
- Duden – Lexikon der Vornamen* (2013): Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 8000 Namen. Mannheim/Zürich.
- Eichinger, Ludwig M.* (2012): »Laudatio auf Peter Schlobinski.« In: Peter Schlobinski: Sprache und Kommunikation im digitalen Zeitalter. Mannheim.
- Fried, Erich* (1979): 100 Gedichte ohne Vaterland. Berlin.
- Kripke, Saul* (2005): Name und Notwendigkeit. Frankfurt a.M.
- Nübling, Damaris* (1992): Klitika im Deutschen – Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte. (= ScriptOralia Band 42). Tübingen.
- (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. (= Linguistische Arbeiten 415). Tübingen.
 - (2006, in Zusammenarbeit mit Antje Dammel, Janet Duke, Renata Szczepaniak): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen.
 - (2009a): »Von *Monika* zu *Mia*, von *Norbert* zu *Noah*: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene.« In: Beiträge zur Namenforschung 44/1, 67–110.
 - (2009b): »Von Horst und Helga zu Leon und Leonie: Werden die Rufnamen immer androgyner?« In: Der Deutschunterricht 5, 77–83.
 - (2011): »Von der ›Jungfrau‹ zur ›Magd‹, vom ›Mädchen‹ zur ›Prostituierten‹: Die Pejorierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?« In: Riecke, Jörg (ed.): Historische Semantik. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, Bd. 2. Berlin/New York, 344–359.
- , *Fabian Fahlbusch* & *Rita Heuser* (2012): Namen. Eine Einführung in die Onomastik. Tübingen.
- & *Helga Kotthoff* (i. V.): Einführung in die Gender-Linguistik.
 - & *Mirjam Schmuck* (2010): »Die Entstehung des s-Plurals bei Eigennamen als Reanalyse vom Kasus- zum Numerusmarker. Evidenzen aus der deutschen und niederländischen Dialektologie.« In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77/2, 145–182.
- Peirce, Charles Sanders* (1995): »Eine Vermutung über das Rätsel (der Sphinx).« In: Ders.: Religionsphilosophische Schriften. Hg. von Hermann Deuser. Hamburg, 112–170.
- Russel, Bertrand* (1967): Probleme der Philosophie. Frankfurt a.M.
- Seibicke, Wilfried* (1996): Historisches Deutsches Vornamenbuch. Band 1. Berlin/New York.



Damaris Nübling

Braucht man Sprachgeschichte?

*Vortrag anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises
der Stadt Mannheim am 11. März 2015*

Liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Damen und Herren,

dem Auszeichnungstext entnehme ich, dass mir der Konrad-Duden-Preis für die Beschäftigung mit »aktuellen Themen wie Zweifelsfällen im heutigen Deutsch oder Wechselwirkungen zwischen Sprache und Gesellschaft« zuteil wird, außerdem für die Erforschung »bislang unentdeckt gebliebener Entwicklungen, die über Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart das Deutsche beeinflusst haben und sogar bis in die nähere Zukunft hineinwirken können«. Diesem Spektrum möchte ich heute gerecht zu werden versuchen, wobei mir der außerdem erwähnte Punkt, dass die »Forschungsergebnisse einem breiten Publikum verständlich« dargestellt werden, besonders am Herzen liegt. Ich habe mir deshalb vorgenommen, drei sprachhistorische Themen zu präsentieren, an denen ich derzeit, zusammen mit meinen engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, arbeite. Vieles kann ich nur streifen, ich werde also nicht allzu sehr in die Tiefe gehen – und auch nicht alles erklären können, denn einige dieser Themen haben wir erst vor Kurzem aufgetan. Mir ist daran gelegen zu zeigen, dass Sprachgeschichte für die Beantwortung vieler aktueller Fragestellungen notwendig ist und sich nicht nur darin ergeht, historische Sprachzustände zu beschreiben. Unsere Sprache geht aus jahrhundertelangen kommunikativen Praktiken hervor und gibt uns viel Auskunft darüber, was unseren Vorfahren wichtig war. Auch gegenwärtige Strukturen sind mit sprachgeschichtlichen Kenntnissen besser zu verstehen. Der synchron-gegenwartssprachlichen Linguistik würde manches Kopfzerbrechen und manche argumentative Sackgasse erspart, wenn sie die Sprachgeschichte mit einbezüge.

1.) Zunächst befasse ich mich mit meinem Leib-und-Magen-Thema, der historischen Morphologie – d.h. der **Systemlinguistik** –, und zwar mit dem Ablaut, den man oft als einen aus dem Indogermanischen ererbten Atavismus betrachtet.

2.) Anschließend gehe ich in die **Soziolinguistik** über, genauer in die **Sozionomastik**: Die historische Gender-Onomastik gewährt Einblicke in frühere Geschlechterordnungen, aber auch in erstaunliche Geschlechterunordnungen.

3.) Die **historische Zoonomastik** hingegen verrät viel über unser gewandeltes Verhältnis zum Tier. Mit dem ersten Thema zum Ablaut greife ich diachron weit zurück (es handelt sich um viele Jahrhunderte), mit dem zweiten nur wenige Jahrhunderte, und mit dem dritten gar nur ca. 100 Jahre, wobei ich glaube, dass wir hier sogar einige Vorhersagen wagen dürfen.

Der Ablaut: totgeglaubt und doch lebendig

Ich beginne mit einem Zitat, über das ich mich, um es höflich auszudrücken, schon seit Jahrzehnten wundere: Generationen von Studierenden haben es stur auswendig gelernt, obwohl es nicht sehr erkenntnisfördernd ist. Es geht um die auf Jacob Grimm zurückgehende Definition von Ablaut:

»[Ablaut] bezeichnet den regelmäßigen Wechsel bestimmter Vokale in etymologisch zusammengehörigen Wörtern oder Wortformen, der durch indogermanische Akzentverhältnisse bedingt ist.« (Schmidt ¹¹2013, 229)

Mit diesem Satz bin ich durch mein Studium und Examen gegangen, auch heute noch geistert er durch viele Lehrwerke. Er ist dabei nicht einmal falsch, aber er steht für ein Problem, das die historische Sprachwissenschaft zu lange geprägt hat: Er erschließt sich den meisten nicht, wird stattdessen auswendig gelernt, und ganz sicher regt er nicht dazu an, sich mit historischer Sprachwissenschaft zu beschäftigen. Ein Grund für diese Trockenheit ist der ausgeprägte Deskriptivismus in Verbindung mit mangelndem Funktionalismus in der historischen Linguistik. Ich möchte versuchen, dem Ablaut mehr abzugewinnen, und fange anders an, und zwar mit ein paar Ablaut- oder Vokalmustern bei drei starken Verben. Im heutigen Deutsch gibt es noch etwa 170 starke Verben.

w <u>e</u> ben	w <u>o</u> b	gew <u>o</u> ben:	ABB
g <u>e</u> ben	g <u>a</u> b	gege <u>e</u> ben:	ABA
w <u>e</u> rben	w <u>a</u> rb	gew <u>o</u> rben:	ABC

Wie man sieht, existieren grundsätzlich drei abstrakte **Ablautmuster** (oder **Distinktionstypen**): *weben*, *wob*, *gewoben* enthält das Vokalmuster ABB, *geben*, *gab*, *gegeben* ABA, und *werben*, *warb*, *geworben* ergibt mit drei verschiedenen Vokalen ABC. Nun könnte man meinen, das habe sich über all die Jahrtausende vom Indogermanischen (hier entstand der Ablaut) bis heute mehr oder weniger tradiert. Genau dagegen will ich argumentieren und zeigen, dass auch so etwas erstarrt Geglauhtes wie der Ablaut nicht einfach nur das Erbe uralten phonologischen Wandels ist. Vielmehr hat sich der Ablaut immer wieder reorganisiert, bis heute, und zwar nach funktionalen Prinzipien. Um konkret zu werden: *weben*, *wob*, *gewoben* müsste »eigentlich« wie *geben*, *gab*, *gegeben* ablauten, tut es aber nicht. Und das hat gute Gründe.

Ursprünglich gab es, wie Abb. 1 zeigt, fünf Ablautreihen mit vier Ablautstufen, z. B. *werben*, *warb*, *wurben*, *geworben* (Ablautreihe 3). Im Frühneuhochdeutschen, also gegen 1500 n. Chr., wurde in einem langen Prozess eine der beiden mittleren – hier jeweils durchgestrichenen – Stufen aufgegeben. Dies war der sogenannte **präteritale Numerusausgleich**, weil Präteritum Singular und Präteritum Plural zu einem Vokal zusammengelegt wurden. In der 3. Ablautreihe, zu der *binden* und *werben* gehört, wurde z. B. die Form *wir bunden* und *wir wurben* abgebaut, in anderen Reihen war es der Vokal der Singularform. Damit wurde das ganze Ablautsystem von vier auf drei Ablautstufen vereinfacht (die hier fehlenden, jüngeren Ablautreihen 6 und 7 hatten von Anfang an nur drei Ablautstufen). Je nach Ablautreihe ist es also mal die zweite, mal die dritte Stufe gewesen, die getilgt wurde. Dabei hätten auch andere Ablautmuster als die jetzigen entstehen können – wir werden dies gleich im Schwedischen sehen.

Ablautstufen: 4 > 3

Ablautreihen: 5	Inf./Präs.	Prät. Sg.	Prät. Pl.	Part. Perf.	→ Muster
1	rīten	reit	riten	geriten	ABB: 88 (52 %)
2	bieten	bôt	buten	geboten	
3	binden werben	band warb	bunden wurben	gebunden geworben	ABC: 49 (29 %)
4	stelen	stâl	stâlen	gestolen	
5	geben	gāp	gâben	gegeben	ABA: 34 (19 %)

Abb. 1: Das System der Ablautreihen 1–5 im Mittelhochdeutschen mit der später reduzierten Ablautstufe (durchgestrichen)

Beim Deutschen brauchen wir nicht weiter ins Detail zu gehen. Ganz rechts in Abb. 1 steht das daraus resultierende und uns interessierende Ablautmuster: Indem die wenig differenzierte Struktur ABB gewinnt – 52 % der Verben folgen diesem Muster –, verzichtet das Deutsche mehrheitlich auf eine vokalische Unterscheidung zwischen Präteritum und Perfekt. Beide drücken heute Vergangenheit aus und sind weitgehend austauschbar. ABC hingegen markiert diesen Unterschied (bei 29 % der Verben), und ABA zwar auch, aber der Perfektvokal deckt sich hier mit dem Präsensvokal (*geben*, *gegeben*) – eine merkwürdige Konstellation, der auch nur 19 % der starken Verben folgen.

Abb. 2 zeigt, wie manche Verben ihr eigenes Ding gemacht haben: *helfen* und *melken* gehörten ursprünglich derselben Ablautreihe an (AR 3) – das sieht man noch im Mittelhochdeutschen. Heute – im Neuhochdeutschen – zeigen sie jedoch andere Strukturen: *helfen* folgt (mit *half*, *geholfen*) ABC, *melken* dagegen ist ausgeschert und folgt (mit *molk*, *gemolken*) ABB. Heute geht es mit *melken*, *melkte*, *gemelkt* sogar zu den schwachen Verben über, der einfachsten Verbklasse mit dem Vokalmuster AAA, in die schon viele starke Verben übergegangen sind und weitere es noch immer tun.

	Präsens	Prät. Sg.	Prät. Pl.	P. Perfekt	
Mittelhochdeutsch	helfen	half	hulfen	geholfen	
	melken	malk	mulken	gemolken	
Neuhochdeutsch	helfen	half		geholfen	ABC
	melken		molk	gemolken	ABB
schwach	melken		melkte	gemelkt	AAA

Abb. 2: Zwei Verben aus Ablautreihe 3 (*helfen*, *melken*) und deren unterschiedliche Entwicklung

	Präsens	Präteritum	Part. Perfekt	
Nhd.	helfen	half	geholfen	ABC = 3. AR
	melken	molk	gemolken	ABB = 8. AR
	schelten	schalt > scholt	gescholten	weitere Übergänge in die 8. AR (ABB) (→ Zweifelsfälle!)
	schwimmen	schwamm > schwomm	geschwommen	
	spinnen	spann > sponn	gesponnen	
	Aber:			
	helfen	half > holf	geholfen	resistent gegen die 8. AR, da zu frequent (bleibt ABC)
	beginnen	begann > *begonn	begonnen	
	sterben	starb > *sterb	gestorben	

Abb. 3: *melken* als Vertreter einer neuen, der 8. Ablautreihe und einige Übergänger

Und noch etwas (s. Abb. 3): *melken*, *molk*, *gemolken* enthält mit *e-o-o* einen Vokalwechsel, den es eigentlich gar nicht geben dürfte. Es ist eine Ablautreihe, die sich erst vor wenigen Jahrhunderten über komplizierte Wege, die Jessica Nowak untersucht hat, herausgebildet hat (s. Nowak 2010, 2015). Diese sogenannte **8. Ablautreihe** (bislang gab es nur sieben Ablautreihen) ist ein echtes Erfolgsmodell geworden, da sie nach wie vor Verben aus anderen Ablautreihen abwirbt: So erklären sich heutige **Zweifelsfälle** wie *schalt/scholt*, *schwamm/schwomm*, *spann/sponn* und andere mehr. Viele von uns sind unsicher, welche Form richtig ist. Langfristig wird es nach dem, was wir aus der Sprachgeschichte wissen, auf die zweite Form mit *o* hinauslaufen. Diese 8. Ablautreihe ist aus bestimmten Gründen die einfachste Ablautreihe – und auffällig oft auch die Vorstufe zu den schwachen Verben. Das heißt: Viele starke Verben wandern, bevor sie schwach werden, noch durch die 8. Ablautreihe als eine Art Sammelbecken. So auch einmal *bellen* mit *boll*, *gebollen* und *pflügen* mit *pflug*, *gepflügen*. Immun gegen

die 8. Ablautreihe ebenso wie gegen die schwache Klasse sind jedoch frequente Verben: Bei *helfen* und *beginnen* kommt es nicht zu solchen Übergängen, beide sind durch ihre hohe Gebrauchsfrequenz davor geschützt.

Viele Verben, die handwerkliche Verrichtungen bezeichnen, sind heute schwach geworden oder auf dem Weg dorthin, z. B. *flechten*, *gären*, *weben*, *bleichen*, *salzen*, *spalten*, *falten*. Geringe Frequenzen haben geringe Differenzierungen zur Folge, hohe Frequenzen hohe (s. Nübling 2000, Dammal 2011). Dies hat kognitive Grundlagen und basiert darauf, dass hohe Frequenzen zu ganzheitlichen Abspeicherungen führen. Da sind drei verschiedene Vokale kein Problem.

Zurück zu den drei Mustern ABC, ABA und ABB: ABC ist maximal differenziert, ABA und ABB minimal. Eins haben die drei Typen jedoch gemeinsam: Das Präsens wird immer vom Nichtpräsens durch Ablaut getrennt. Das Muster AAB wäre durchaus möglich gewesen (in der 1. Ablautreihe), hat sich aber nicht durchgesetzt. Nichts im morphologischen Sprachwandel ist zufällig: Alle Entwicklungen sind funktional begründbar, ebenso diese unterschiedlichen Ergebnisse des prääteritalen Numerusausgleichs.

Das Diagramm in Abb. 4 zeigt die Gebrauchsfrequenzen aller Verben, die sich hinter diesen drei Vokalmustern verbergen.

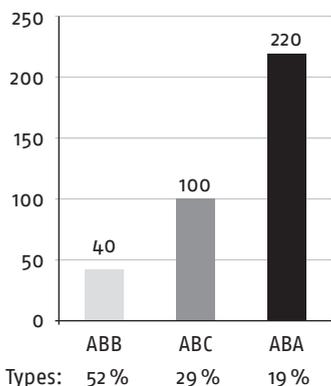


Abb. 4: Lexikalische Durchschnittsfrequenzen der Verben je nach Strukturmuster (Tokens pro 1 Mio. Textwörter in »Wortschatz Deutsch«)

Datenbasis: Wortschatz deutsch
(Stand: Juli/August 2011)

Das einfachste Muster ABB enthält, was nicht verwundert, im Schnitt die seltensten Verben (z. B. *melken*, *weben*). Dann folgt allerdings schon das komplexeste Muster ABC, dessen Verben im Schnitt immerhin zweieinhalbmal so häufig vorkommen wie die ABB-Verben. Das Differenzierungsmuster ABA kommt jedoch auf die höchsten Frequenzen: Auch wenn es insgesamt die wenigsten Verben enthält, so kommen diese mit Abstand am häufigsten vor, nämlich fast sechsmal so häufig wie ABB! Der Grund: ABA ist ein Auslaufmodell, dieser Typ wird geräumt. Seit dem Mittelhochdeutschen hat dieses suboptimale Muster schon mehr als die Hälfte (56 %) seines Bestands an die schwachen Verben abgetreten. Warum? Weil er mit A(B)A, also *geben*, (*gab*), *gegeben*, ohnehin schon den schwachen Verben (= AAA) ähnelt. Das Strukturmuster der riesigen Gruppe der schwachen Verben, AAA, zieht also diesen starken Ablauttyp ABA zu sich he-

rüber. Hinzu kommt: Die B-Stufe, das Präteritum, wird heute weitaus seltener verwendet als Präsens und Perfekt. Nur allerhöchste Frequenzen widerstehen dieser hohen Anziehungskraft zu den schwachen Verben, und genau solche sehr häufig gebrauchten Verben sind heute noch in ABA verblieben (z. B. *lassen, schlafen, geben, sehen*). Die beiden anderen Typen ABB und ABC haben seit dem Mittelhochdeutschen nur 22 % ihrer einstigen Mitglieder verloren, also deutlich weniger als Typ ABA mit einem Verlust von 56 %.

Zum Schluss werfen wir noch einen kurzen kontrastiven Blick auf das **Schwedische**, das – wie alle germanischen Sprachen – auf das gleiche Ablautsystem zurückgeht. Auch das Schwedische durchlief den präteritalen Numerausgleich, doch mit ganz anderen Resultaten: Das Schwedische hat nämlich ABB – das häufigste Muster im Deutschen – strikt vermieden: Hier entsteht entweder ABC oder ABA, d. h., **Präteritum und Perfekt enthalten immer unterschiedliche Vokale** (s. Schmuck 2010, 2013). Der Grund: Im Schwedischen gilt hier eine strenge Aspektopposition. Ähnlich wie im Englischen (und im Unterschied zum Deutschen) sind Präteritum und Perfekt nicht austauschbar. Sie markieren, ob eine vergangene Handlung komplett abgeschlossen wurde oder nicht. *Gestern habe ich Wein getrunken* kann man weder im Englischen noch im Schwedischen mit einem Perfekt übersetzen, hier muss man das Präteritum nehmen, da die Handlung abgeschlossen ist. Im Deutschen wurde diese Aspektkategorie jedoch vor einigen Jahrhunderten aufgegeben. Als Folge davon konnte sich ABB durchsetzen. Präteritum und Perfekt sind weitgehend austauschbar, bis heute, was zum sogenannten Präteritumschwund führt: Gerade im gesprochenen Deutsch und in vielen süddeutschen Dialekten verwendet man überhaupt kein Präteritum mehr. Ein Satz wie *Gestern trank ich ein Glas Wein* wirkt auffällig und (im Gesprochenen) gestelzt (s. Nübling et al. ⁴2013).

Ich halte fest: Der verbale Ablaut ist kein alter Ballast, der über Jahrtausende hinweg mitgeschleppt wurde und dann überwunden sein wird, wenn alle starken Verben schwach geworden sind. Auch heute ist er noch hochfunktional und morphologischer Reorganisation unterworfen, d. h., er lebt durchaus. Auch die starken Verben als Klasse sind vitaler, als man oft vermutet. Dabei haben die Verben nicht nur ihre Ablautreihen gewechselt. Vielmehr hat sich eine neue, die 8. Ablautreihe herausgebildet, die sich heute – vor unseren Augen, doch bis vor Kurzem unentdeckt (bzw. als unerklärliche Ausnahme in Fußnoten verfrachtet) – formiert und, indem sie viele Verben anzieht, zu Zweifelsfällen führt. Alle germanischen Sprachen haben den Ablaut nach funktionalen und kognitiven Prinzipien reorganisiert. Die wichtigsten Faktoren sind: a) Erhalt (im Schwedischen) vs. Abbau (im Deutschen) der Aspektkategorie innerhalb der beiden Vergangenheitstempora. Daraus resultieren b) unterschiedliche Frequenzen verbaler Kategorien (die sogenannte grammatische Frequenz): Das Präteritum ist im Schwedischen häufiger als im Deutschen, wo wiederum das Perfekt zu extrem hohen Frequenzen gelangt. Hinzu kommt c) die lexikalische Frequenz des Verbs selbst, d. h., ob es generell häufig gebraucht wird oder nicht (*lassen* ist per se bedeutend häufiger als *reiten*).

Vielleicht wundert man sich, warum ich mich mit Tempusvokalen beschäftige, wo doch die Tempora durch viel mehr ausgedrückt werden als durch diesen einen Vokal. Das Perfekt beispielsweise ist längst anderweitig und gleich mehrfach abgesichert, d. h. voller Redundanzen: in sie *haben (ihm) geholfen* sieht man, dass es ein Präfix *ge-* gibt, ein Suffix *-en*, dazu *haben* als Hilfsverb, d. h., das Perfekt sollte nicht auf diesen einen Vokal angewiesen sein. Umso faszinierender ist es zu erkennen, dass diese morphologischen Prinzipien dennoch bis in die tiefsten Strukturen hinein, sozusagen bis ins Herz der Verben, die Wurzelvokale, wirken – und das bis heute.

Historische Gender-Onomastik: Von Frauen namens Jakob und Männern namens Frauke

Es ist bekannt, dass sich die räumliche **Geschlechtersegregation** – wo dürfen bzw. wo müssen sich Frauen aufhalten, wo Männer? – im Laufe der Jahrhunderte stark gewandelt und insgesamt gelockert hat. Letzte Bastion strikter Geschlechtersegregation sind die Toiletten: Hier trennen sich die Wege von Frauen und Männern, und dies wird ziemlich streng überwacht. Aber es gibt auch einen Bereich in der Sprache, der ähnlich unerbittlich die Geschlechter voneinander fernhält: Das sind unsere Rufnamen (Vornamen).

Immerhin leisten wir uns mehrere Tausend Rufnamen, und dies beileibe nicht nur zum Individualisieren, sondern um zwei Inventare für die Geschlechtertrennung vorzuhalten. In Deutschland besteht die Pflicht zum onymischen »doing gender«: Namen müssen ein Geschlecht haben, und man sollte es ihnen möglichst auch anhören. Ähnlich wie bei den Toiletten wird diese Grenze bewacht. Wird sie durch geschlechtsuneindeutige Namen, sogenannte Unisexnamen, verwischt, ist dies ein Fall für die Gerichte, mindestens aber für die Presse. So zog der Name *Kiran* 2008 bis vors Bundesverfassungsgericht: Er ist zwar ein weiblicher, ein indischer Name, klang aber für standesbeamtliche Ohren zu sehr nach Mann, wurde deshalb immer wieder abgelehnt und erst in letzter Instanz genehmigt. In Freiburg sollte 2010 ein Mädchen *Euro* heißen. Dieser Name wurde nicht deshalb abgelehnt, weil er eine Währung bezeichnet, nein, es war sein männlicher Klang. Deshalb wurde er in *Eurone* überführt. Umgekehrt kann sich der italienische Männername *Nicola* nur schwer im Deutschen durchsetzen, er klingt einfach zu weiblich, und *Andrea* ist längst in der weiblichen Schublade gelandet. Dass sich *Luca* dagegen derzeit als Jungennamen durchsetzt, kündigt eine große Wende an (s. Nübling et al. 2015, 134).

Einige wenige Unisexnamen gibt es dennoch in Deutschland, und diese sind nicht zufällig meist friesische Namen wie *Eike*, *Tomke* und *Heike* (mehr s. Duden – Lexikon der Vornamen 2013, 409). Tatsächlich stoßen wir im Friesischen auf die Situation, dass es einen großen Überschneidungsbereich zwischen Frauen- und Männernamen gibt. Die Unisexnamen gehen in die Hunderte. In **Ostfriesland** gibt es aber nicht nur Unisexnamen, hier ging man noch einen großen Schritt weiter: Männer konnten Frauennamen wie *Frauке*, *Alheit*

(*Adelheid*) und *Dina* tragen und Frauen Männernamen wie *Peter*, *Hinrich*, *Willem* und *Jakob*. Was hat es mit dieser onymischen Geschlechterunordnung auf sich? Wir wissen es bislang noch nicht. Es gibt jedoch eine interessante Quelle, der wir solche Beispiele entnehmen: *Namengebung in Ostfriesland* von Manno Peters Tammena (2009a). Er hat die Taufeinträge in Kirchenbüchern aus dem 16. bis 19. Jh. und die sogenannten Emdener Eheverträge von 1509 bis 1614 untersucht. Dabei ist er – eher beiläufig – auf vielfältige Überschreitungen der Geschlechtergrenze gestoßen, die man aus heutiger Sicht kaum zu glauben bereit ist und deren soziale und historische Hintergründe noch wenig bekannt sind. Als Beispiele für solches »undoing gender« seien kurz die Unisexnamen, dann die inversen Namenvergaben erwähnt.

Wie konnten **Unisexnamen** so massenhaft entstehen? Ganz einfach: Indem man die germanischen Rufnamen dem Lautwandel überließ: *Hildegard* und *Hildebrand* führten beide langfristig zu *Hidde* (s. Abb. 5). Ebenso sind *Holle*, *Habbe* und Dutzende weiterer Unisexnamen entstanden.

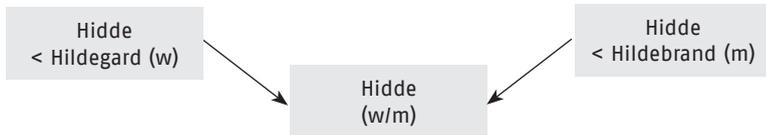


Abb. 5: Entstehung friesischer Unisexnamen über gekürzte germanische Rufnamen

Nebenbei: Auch im Deutschen gab es solche Entwicklungen, die Geschlechtergrenze wurde jedoch immer wieder abgedichtet, z. B., indem drohende Unisexnamen nur auf ein Geschlecht festgelegt wurden oder indem man – gegen alle Lautgesetzlichkeit und unter Einfluss des Lateinischen – bei Frauen ein *-a* hinzufügte oder bei Männern ein *-o*: *Gerd* – *Gerda*, *Odo* – *Oda* (Seibicke ²2008, 125).

Noch weiter gehen die **inversen Namenvergaben**. Tammena (2009a, 113) schreibt hierzu: »Eines der eigenartigsten Phänomene in der fries.-ostfries. Namenwelt war die Vergabe von echten männlichen Rufnamen an Frauen.« Frauen bekommen vom 16. bis zum 19. Jh. echte Männernamen, und das sind keine Ausnahmen. Hier einige Eheschließungen aus dem 16. Jh.:

Eine Frau namens ...	heiratet	einen Mann namens ...
<i>Albartt</i> Albertzen		<i>Auwke</i> Witzes
<i>Claes</i> Claesens		<i>Eede</i> Hayen
<i>Frerich</i> Frericksen		<i>Marten</i> Jansen
<i>Hinrich</i> , Hillebranth Jegers Bürgers Tochter		<i>Hinrich</i> Dincklage

Was könnten die Gründe hierfür sein? Diese sind noch weitgehend unbekannt. Tammena (2009b) stieß auf folgende Umstände (doch fehlen bislang jegliche

Zahlen): Die zur damaligen Zeit überaus hohe Kindersterblichkeit konnte dazu führen, dass alle Söhne gestorben waren, oder es gab vielleicht Familien, in denen einfach keine Söhne geboren wurden. Eine solche Situation konnte veranlassen, dass Töchtern Männernamen gegeben wurden. Wie man an den Frauen mit männlichem Namen oben sieht, folgt ihnen oft ein Patronym, d. h. der Vatersname im Genitiv (feste Familiennamen gab es damals noch nicht). Auffälligerweise trägt die Tochter den gleichen Namen wie der Vater: *Albartt Albertzen, Claes Claesens*. Hier wurden also auf den Töchtern männliche Vorfahren nachbenannt. Bezeugt ist auch der Fall, dass der Vater um die Zeit der Geburt verstarb und die Tochter direkt auf seinen Namen getauft wurde. Auch spielt die Vererbung eine wichtige Rolle: »Männlichen« Töchtern konnte man Höfe und Grundstücke vererben. Durch männliche Namen wurden Töchter möglicherweise juristisch zum Mann gemacht – ob auch in sozialer Hinsicht, entzieht sich noch unserer Kenntnis, doch gibt es Hinweise darauf. Und schließlich: Einen unehelichen Vater konnte die Mutter offenbaren, indem sie ihre Tochter nach ihm benannte. Auch erwähnt Tammerna (2009b, 25) die nächtliche Nottaufe (ohne Licht) eines sehr schwachen Säuglings auf den Namen *Berent*, dessen weibliches Geschlecht sich erst später herausstellte; das Mädchen überlebte, doch verweigerte der Pastor eine »Umtaufe«. Tammerna führt ein weiteres wichtiges Argument ins Feld: Da sich die ostfriesischen Frauen- und Männernamen von der Struktur her ohnehin sehr ähnlich waren (selbst Endungen wie *-a* oder *-o* konnten die Namen beider Geschlechter enthalten, *-e* war sowieso geschlechtsneutral), vermischten sich auch genuine Frauen- und Männernamen. Man hörte den Namen (ungleich heutigen Rufnamen in Deutschland) ohnehin nicht das Geschlecht an, also vermischte man auch leichter die Inventare. Die Grenze verwischte, um dann ganz durchlässig zu werden.

Bei alledem handelt es sich jedoch nicht um eine Einbahnstraße: Auch Männer bekamen eindeutige Frauennamen wie *Frouwke, Grete, Hedwig*, und auch hier erweisen sich Nachbenennungen als der Grund. »Um 1740 heiratet ein Dina Doedens eine Jannetje Freideriks« (Tammerna 2009b, 28). 1814 wird die Geburt von *Addina Hayen* vermeldet. *Addina* war der Vorname der Großmutter. 1865 wird »am Sarge seiner Mutter« *Gerd Uden* (< Großvater) *Zekeus* (< Großmutter: *Zeeke*) *Tjabina* (< Mutter) getauft. Mehrnufnamigkeit war damals häufig und ein Mittel, möglichst viel Verwandtschaft nachzubenenen, d. h. zu ehren. Dieser Junge hatte vier Rufnamen, im letzten wird seine Mutter direkt nachbenannt. Der zweite Name stammt vom Großvater, der dritte von der Großmutter *Zeeke*; er wurde zu *Zekeus* maskulinmoviert, indem das lateinische Suffix *-us* angehängt wurde.

Damit gelangen wir zu einem weiteren, überaus häufig genutzten Verfahren: der Movierung in beide Richtungen: a) Entgegen deutschen Konventionen konnte man aus Frauennamen massenhaft Männernamen kreieren, meist durch Suffigierung der lateinischen Endung *-us*, aber auch mit anderen Verfahren: *Laurelia* → *Laurelius*, *Katharina* → *Katherinus/Katharino*, *Grete* → *Gretus/Greto/Grethard*. Selbst Namen wie *Ulrikëus, Dorotheüs, Sophius, Trinus, Trino*,

Olgo, Frauko waren keine Seltenheit. b) Umgekehrt – dieses Verfahren kennt man aus vielen Sprachen – wurden aus Männernamen vielfach Frauennamen gebildet. Dabei kamen bezeichnenderweise meist nur bloße Diminutivsuffixe (-*ke*, -*je*) zum Einsatz, daneben auch feminine Suffixe, besonders häufig -*ina*: *Klaas* → *Klaaskje*, *Clas* → *Clasina*, *David* → *Davidina*, *Adde* → *Addina*, *Peter* → *Peter(t)je*, *Simon* → *Simonke*, *Harm* → *Harmina* /*Harmke*, *Cord* → *Cordje* etc.

Hier stellt sich die Frage, warum man zur Nachbenennung von Vorfahren des anderen Geschlechts nicht immer zu (unbegrenzt möglich erscheinenden) Movierungen griff, sondern auch zur radikalen inversen Namenvergabe. Die genauen Umstände sowie Zahlen dafür gilt es noch zu erforschen. Fest steht: Exzessive intrafamiliale Nachbenennung überschreitet die Geschlechtergrenze. Dabei wurden nicht die Paten, sondern die eigenen Vorfahren durch Nachbenennung geehrt: zuerst die Großeltern, dann Tanten und Onkel und schließlich die Eltern. Deren Namen wurden nach so festen Prinzipien abgearbeitet, dass lange vor der Geburt eines Kindes schon sein Name feststand. Die einzige Variable war sein Geschlecht. Starben Kinder, was damals häufig vorkam, so bekam das nächste Kind den Namen des verstorbenen Geschwisters; starb auch dieses, wanderte der Name weiter, manchmal vier- oder fünfmal in Folge.

Fazit: Die onymische Geschlechtergrenze wird und wurde vor allem bei ostfriesischen Rufnamen a) häufig, b) multipel (in mehrfacher Art und Weise) und vor allem c) in beide Richtungen überschritten, anscheinend ohne zu größeren Irritationen zu führen. Dies entspricht der Feststellung von Alford (1988), der weltweit 60 verschiedene Namenssysteme untersucht hat. Unter anderem stellt er fest, dass kleine, homogene Gesellschaften auf onymisches Geschlecht verzichten können. Soziale Kategorisierungen dienen der Komplexitätsreduktion, und dies ist auf dem Land, wo man sich ohnehin kennt, nicht nötig. Doch heißt dies im Umkehrschluss nicht, dass bei den Ostfriesen die Individualwahrnehmung besonders ausgeprägt war – gerade Nachbenennungen, die hier ja exzessiv praktiziert wurden, sprechen klar dagegen. Die Durchlässigkeit der onymischen Geschlechtergrenze zeugt auch nicht von einer modern anmutenden Irrelevanz von Geschlecht. Vielmehr steht sie im Dienst einer anderen Differenz, auf »Soziologisch« »doing kinship«: Die radikalsten Fälle – die geschlechtsinversen Namenvergaben – dienen der Verehrung von Ahnen und der Erbfähigkeit von Frauen. Vielmehr überschreibt hier Geschlecht im ursprünglichen Sinn – in der Bedeutung »Abstammung, Familie« – den viel jüngeren Geschlechtsbegriff als die Unterscheidung von Frauen und Männern. Im Zuge der gesellschaftlichen Defamiliarisierung im 20. Jh. werden die inversen Namenvergaben obsolet. Was heute noch bleibt, sind die zahlreichen Unisexnamen sowie die strukturelle Ähnlichkeit zwischen Frauen- und Männernamen (man hört ihnen ihr Geschlecht, anders als im Deutschen, nicht an): Frauen heißen *Gerberich*, *Eeske*, *Heilke*, *Folma*, Männer *Hindrik*, *Harbert*, *Fulke*, *Tjade*, *Tamma*.

Damit erweist sich das (Ost-)Friesische nicht nur für die Sozio-Onomastik, sondern auch für die Soziologie, die Geschichtswissenschaft und andere Disziplinen als hochinteressant. Die Forschung hierzu hat erst begonnen und kann nur im Verbund stattfinden. Offene Fragen sind: Wie häufig wurde die

onymische Geschlechtergrenze überschritten? Wurde sie in beide Richtungen gleich häufig passiert? Unter welchen soziohistorischen Bedingungen konnte dies stattfinden? Gab es zeitgenössische Reaktionen darauf? Gibt es Korrelationen mit anderen sozialen Differenzierungen? Wie stark waren die Rechte, war die Position der Frau?

Historische Zoonomastik: Die Verschiebung der Mensch-Tier-Grenze im Spiegel der Tierbenennung

Mit dem dritten und letzten Thema bleibe ich in der Sozioonomastik. Auch hier handelt es sich um eine bislang kaum erforschte onomastische Disziplin: Abschließend soll unser Verhältnis zum Tier anhand der Namen, die wir ihm geben, beleuchtet werden. Dabei geht es um die zunehmende Anbindung, ja die regelrechte Ansippung des Tiers an den Menschen mit der Frage, wie sich dies in der Vergabe, der Pragmatik und der Struktur von Tiernamen manifestiert. Um dem gravierenden Mangel an Forschung abzuhelpen, haben wir 2013 eine Tiernamentagung organisiert, deren Erträge 2015 in zwei Bänden (Band 1: Haustiere, Band 2: Nutztiere) erschienen sind (s. Dammel et al. 2015a, b). Das nun Folgende ist diesen Bänden entnommen.

Welche Tiere bekommen Namen – und welche Namen bekommen Tiere?

Hühner, Fische, Bienen	Rinder, Schweine, Versuchsmäuse	Zuchtvieh, Zuchthunde	Hunde, Pferde, Kaninchen	Hunde, Katzen
kein Name	Nummer/Code	Zuchtnamen	Rufnamen	Kosennamen
	Identifizierung		Individualisierung	

Faktoren der Namenvergabe

menschenunähnlich	menschenähnlich
– in Käfigen, ortsfest	– teilt menschl. Radius/Haushalt
– in größeren Gruppen	– in Kleingruppen/einzeln
– äußerlich minimal distinkt	– äußerlich sehr distinkt
– geringe Kontaktfrequenz	– hohe Kontaktfrequenz
– geringe emotionale Bindung	– hohe emotionale Bindung
– keine Kommunikation	– Kommunikation möglich
– geringer Nutzwert des Tiers	– hoher Nutzwert des Tiers
– kurze Lebens-/Verweildauer des Tiers	– lange Lebens-/Verweildauer des Tiers
– Tod intendiert	– Tod nicht intendiert

Abb. 6: Faktoren der Tierbenennung und damit korrelierende Namenarten

Hühner und Fische, auch wenn in Menschennähe, bleiben meist unbenannt. Abbildung 6 zeigt, dass die **Benennungswahrscheinlichkeit** nach rechts zunimmt, und es ändern sich auch die Namenarten: Bloße Ohrmarken oder Nummern sind zwar auch Eigennamen, doch wenig individualisierend. Diese geben

wir Tieren, die wir zwar auseinanderhalten müssen (Versuchstiere, Nutztiere), aber emotional auf Distanz halten, weil wir sie irgendwann töten. Zuchtnamen sind genau genommen Produktnamen, da sie das Tier weniger benennen als bewerben: *Tina von den Hochseebächen* oder *Birona von der Herzogsquelle* sind typische Hundezuchtnamen, die Rassehunde zum Verkauf anpreisen. Familiärer und emotionaler wird es bei den Rufnamen, die wir Haustieren geben, zu denen wir eine enge soziale Bindung unterhalten. Nicht selten kommt es zu zusätzlichen Kosenamen.

Was fördert die **Namenvergabe** an Tiere? Zum Beispiel die Ähnlichkeit des Tiers mit uns selbst, aber auch, ob wir sie einzeln oder in Gruppen halten, wie häufig wir Kontakt zu ihnen haben, ob sie unseren Bewegungsradius, gar unser Leben mit uns teilen, ob wir eine emotionale Bindung aufbauen, gar mit ihnen sprechen oder nicht. Bei Nutztieren spielt der Nutzwert eine Rolle und ob bzw. wann wir ihren Tod planen.

Im Folgenden beziehe ich mich nur auf den **Hund**. Fast vollkommen im Dunkeln tappen wir, wenn wir historische Zoonomastik betreiben wollen, denn belastbare Daten gibt es nicht viele. Ein kleines Fenster in die Vergangenheit bietet uns jedoch der kurze Aufsatz *Die Namen der Haustiere in Möhringen* von Karl Bertsche (1906). Über die Hunde schreibt er:

»Nur 16 Personen von 185 besitzen je 1 Hund, und zwar sind es meist Leute, die einen treuen Wächter oder Gehilfen mehr oder weniger brauchen. Hofbesitzer, und weit entfernt von der Stadt wohnende Bahnwärter, Jagdbesitzer und deren Treiber, dann auch Metzger und einige Wirte. Dem reinen Luxus dienen nur wenige. [...] Im allgemeinen hat man also für die Hunde, und deshalb auch für eine besonders bezeichnende Namengebung derselben, nur geringes Interesse übrig.« (Bertsche 1906, 131)

Konkret sind es die folgenden Namen, wobei wir es mit typischen Hunde- und nicht etwa Menschnamen zu tun haben. Sie beziehen sich 1. auf die Fellfarbe: 1 × *Mohr*, 3 × *Mohrle* (obwohl zwei blond sind); 2. auf die Rasse: 2 × *Schnauzer*, 2 × *Spitzer(le)*, 3 × *Waldmann* (Jagdhunderasse); 3. gibt es einige ortstypische Hundennamen: 3 × *Scholi* (< frz. *joli*), 1 × *Sultan*, 1 × *Ladi*. Damit ist der Grad an Individualisierung gering: Ziemlich viele dieser Hunde teilen sich den gleichen Namen (16 Hunde, 7 Namen). Selbst da, wo man einen individuellen Bezug auf den Hund vermutet (Fellfarbe: *Mohrle*), da passt die Fellfarbe nicht einmal, d. h., bei *Mohrle* fanden wohl Benennungen nach anderen Hunden statt. Nachbenennung spricht immer gegen Individualisierung. Auch scheint das Geschlecht weitgehend irrelevant gewesen zu sein (außer bei *Sultan*, *Ladi*): Man weiß nicht, was sich hinter *Mohrle*, *Schnauzer* etc. verbirgt.

Was hat sich seitdem getan? Aus eigenen Studien (z. B. Schaab 2012) wissen wir, dass es früher (um 1900) viele genuine Hundennamen (Kynonyme) wie *Waldi*, *Lumpi*, *Rex* und *Bello* gab, während heute kaum noch solche typischen Hundennamen vergeben werden. Vergab man früher nur wenige Menschnamen an Hunde, so hat sich dieser Anteil heute mehr als verdreifacht (ca. 60 % der Hunde tragen einen Menschnamen). Früher vergab man eher die Namen von Flüs-

sen, Gewässern und Bergen (*Montblanc, Donau*), heute die von ausländischen Städten, Wüsten und Produkten (oft Alkoholika): *Sahara, Baileys, Barolo, Rolex*. Vermutlich handelt es sich dabei um rasse- und auch classespezifische Vergabepraktiken. Hierüber wissen wir noch viel zu wenig. Vermutlich verorten sich die Hundehalter/-innen über die Hundebenennung in ihrer Konsumwelt (ob solche sozialen Selbstverortungen eher auf den Namen teurer Rassehunde praktiziert werden, muss noch erforscht werden). Früher kam es eher zu deappellativischen Namen wie *Luchs, Maus, Grille*. Heute ist dieser Typ selten und tritt meist auf Englisch auf: *Beauty, Lady, Lord, Muffin*. Deadjektivische Namen waren früher deutsch (*Lustig, Treu*) oder französisch (*Charmante*), heute sind auch diese englisch (*Blacky, Lucky, White*).

Hinzu kommt: Heute bezieht sich kaum noch ein Hundename auf beide **Geschlechter**. Wir wissen, dass die Hundegeschlechter – ganz wie bei den Menschen – getrennt benannt werden. Was sich früher hinter *Waldi, Lumpi* und *Mohrle* verbarg, war irrelevant. Heute heißen die Hündinnen *Gina, Aimy, Luna, Lilly* (die vier häufigsten Namen), die Rüden *Sammy, Ben, Charly, Max*. Das Geschlecht ergibt sich aber nicht nur aus Menschennamen: Auch Hundennamen wie *Amarula* und *Barolo* sind sexuiert, ebenso *Sahara* und *Namib*. Hierzu werden die Endungen herangezogen. Ob es auch der Alkoholgehalt der Getränke ist, bedarf noch der Überprüfung.

Schauen wir noch einmal nach **Schweden**: Eine große Studie zu Hundennamen hat ergeben, dass, ähnlich wie in Deutschland, die 20 häufigsten Hundennamen aus Menschennamen bestehen. Schaut man genauer hin, welche Menschennamen entlehnt werden, dann zeigt sich, dass zwölf der 20 häufigsten Hündinnennamen zu den 100 häufigsten Mädchennamen gehören, manche sogar zu den zehn häufigsten. Bei den Rüden gehören nur sieben der 20 häufigsten Namen zu den 100 häufigsten Jungennamen. Diese Tendenzen setzen sich in den hinteren Rängen fort. Das heißt: Es besteht eine höhere Korrelation zwischen aktuellen Mädchen- und Hündinnennamen als zwischen Jungen- und Rüdennamen. Ein naheliegender, aber zu kurz greifender Schluss bestünde darin anzunehmen, dass Hündinnen näher an den Menschen (bzw. das Mädchen) gerückt werden als Rüden. Allerdings gilt nach der schwedischen Namenforscherin Katharina Leibring (2015) ein ganz anderer Grund: Ähnlich wie in Deutschland gab es auch für schwedische Hunde früher ein eigenes Nameninventar. Leibring stellt fest, dass der Hund per se, d. h. als Tier, männlich genderisiert zu sein scheint: Der unmarkierte Hund ist männlich. Leibring macht die interessante Beobachtung, dass literarische Hunde Rüden zu sein pflegen. Deshalb haben sich die typischen Hundennamen heute – wo das Hundegeschlecht relevant geworden ist – auf die Rüden als Prototyp des Hundes zurückgezogen. Damit ergab sich bei den Hündinnen ein Namensvakuum: Mangels spezifischer Hündinnennamen musste man auf die Mädchennamen zugreifen. Also eher eine Not, aus der heraus man Hündinnen neu benennen musste.

Wir bleiben noch kurz in Schweden, denn hier bahnen sich weitere Entwicklungen an: Typische Tiernamen werden neuerdings an Kinder vergeben, z. B. *Simba* und *Rex* (Leibring 2009, 2015). Auch *Tindra* als bisheriger Pferde-



Abb. 7: Beispiel eines Artikels mit Infokasten aus Svensk damtidning 31, 2013, 51

Kuh- und Hundename gehört dazu. Damit öffnet sich die onymische Tier-Mensch-Grenze nun auch von der anderen Seite: Nicht nur werden Menschennamen an Tiere vergeben, sondern auch Tiernamen an Menschen.

Abschließend noch eine Beobachtung zur **Hundenamenpragmatik**. Wir bleiben in Schweden und streifen einen Trend, mit dem in den folgenden Jahrzehnten auch bei uns zu rechnen sein dürfte. In schwedischen Homestories, wo sich die betreffenden Personen in Infokästen (der kleine Kasten links unten in Abb. 7) mit ihren Hobbys, ihrem Beruf und ihrer Familie vorstellen, werden mittlerweile fast selbstverständlich auch die Haustiere mit aufgeführt – wie hier bei Gunilla Hasselgren, die zu ihrer Familie Ehemann Mikael, die Söhne Fredrik und Björn und Hündin Leya zählt, mit der sie sich auch abbilden lässt. Die genaue Übersetzung des Infokastens lautet:

»Gunilla Hasselgren. **Alter:** Geboren 1962. **Wohnt:** Karlstad. **Macht:** Doktor, TV-Bekanntheit und freischaffende Autorin. **Familie:** Ehemann Mikael, Söhne Fredrik und Björn, mitsamt Hund Leya. **Aktuell:** Mit dem Gesundheitsbuch ›Das Arztbuch mitten im Leben‹«

Anward/Linke (2015) haben hierzu eine erste kleine Pilotuntersuchung vorgelegt. Sie haben 100 Infokästen mit insgesamt 141 Tiernennungen gesammelt. Dabei stellen sie unter anderem fest, dass vor allem Hunde und Katzen genannt werden, die meist sogar zur Kernfamilie gefasst werden. Fernere Verwandte wie Großeltern folgen ihnen. Oft enthält die Abbildung, wie bei Abbildung 7, die Person plus das Haustier. Von 93 Hunden werden 80 mit Namen genannt, 13 ohne. In 10 % der Fälle erfolgt auch eine Altersangabe, teilweise die Rasseangabe. Und schließlich stoßen sie auf die frappierende Namengleichheit zwischen Haustier und Mensch.

Die **Erklärung** hierfür basiert auf dem sozialen Wandel, den die Familie in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat, in Schweden um einiges früher



Abb. 8: Todesanzeige
aus der F.A.Z. vom
19.04.2014

als in Deutschland (s. auch Van der Woude 2011): Bis in die 1970er-Jahre hinein definierte sich Familie primär durch das Konzept »genealogischer« oder »biologischer« Verwandtschaft. Dieses geht später – Stichwort Patchworkfamilien, Homofamilien – in »soziale Verwandtschaft« über: Beziehung löst Biologie ab. Heute bewegt sich das Konzept der Familie in Richtung einer sozial und emotional definierten Gemeinschaft, für die »(permanentes) Zusammenwohnen« und »gegenseitige Sorge/Verantwortung« konstitutiv sind (Kinder bedarf es dabei keiner mehr). Genau hier kommt das Tier ins Spiel, denn zusammenwohnen und (emotional) Sorge tragen kann ein Hund auch. Anward/Linke (2015, 92) stellen außerdem fest: »Die Spezieszugehörigkeit wird für die Bestimmung von Familienmitgliedschaft peripher.«

Es wurde deutlich: Ob und wie Tiere benannt werden und in welchen Kontexten ihr Name erscheint, gibt uns tiefe Einblicke in die Beziehung, die wir zu ihnen unterhalten. Die künftige Forschung in Deutschland wird zentral der Frage nachgehen, wann, wie schnell und über welche Wege das Haustier in Familien- und auch Todesanzeigen gelangt. Vor 100 Jahren war es noch undenkbar, dass Tiere in Todesanzeigen als trauernde Hinterbliebene auftreten. Damit kommen wir zu einer Prognose: Dass diese Entwicklung bereits angebrochen und schon in die seriösesten Etagen vorgedrungen ist, zeigen zwei Todesanzeigen aus der F.A.Z.

Die erste betrifft den Sohn des Aldi-Gründers, Bertold Albrecht, dessen ganzseitige Todesanzeige 2012 in allen großen Tageszeitungen erschien. Unterzeichnet war sie wie folgt: »Babette Albrecht mit Kindern und Familienhund sowie die ganze Familie Albrecht«, also mit dem Hund – wenngleich ohne Name, aber als Teil der Kernfamilie.

Die zweite Anzeige betrifft ein verstorbene 12-jähriges Kind (s. Abb. 8). Auch hier erweisen ihm Katze und Hund, hier mit *Röschen* und *Pluto* nun namentlich, die letzte Ehre. Die Ausdrücke »Mama« und »Papa« spiegeln die

30 kindliche Perspektive. Sicher werden Hund und Katze in den nächsten Jahrzehnten vermehrt auch in Todesanzeigen von Erwachsenen auftreten. Dies gilt es genau zu beobachten.

Ausblick

Nun bin ich am Ende meines Streifzugs angelangt und habe mich nicht explizit mit der Frage befasst, ob man Sprachgeschichte nun braucht oder besser nicht. Wenn man sich für das Woher und Warum heutiger Phänomene interessiert, kommt man nicht umhin, diese äußerst erkenntnisreiche Perspektive einzunehmen. Ich zitiere bei dieser Gelegenheit gerne den Typologen und Grammatikalisierungsforscher Christian Lehmann, der einmal in einem Vortrag sagte, dass die rein synchrone Beschäftigung mit Sprache einem einzelnen Bild, einem Foto entspreche, das man genau betrachtet, analysiert und zu interpretieren sucht, während die Diachronie einen ganzen Film bietet, der zeigt, wie es zu dieser Momentaufnahme kam.

Mir war und ist es ein Anliegen zu zeigen, dass Sprachgeschichte mehr umfasst als das Auswendiglernen meist unverstandener Lautgesetze und das Übersetzen mittelhochdeutscher Texte. Sehr oft treffe ich Menschen, die einmal Germanistik studiert haben und an die Sprachgeschichte – wenn überhaupt – nur solche Erinnerungen haben und denen sich nie der Sinn von historischer Linguistik erschlossen hat. Anhand eines grammatisch-systemlinguistischen Beispiels, des Ablauts, und zweier soziolinguistischer Fälle, der ostfriesischen Menschen- und der modernen Hundennamen, hoffe ich, gezeigt zu haben, dass Sprachgeschichte – ähnlich der Archäologie – frühere Kulturen freizulegen in der Lage ist. Teilweise – v. a. bei den ostfriesischen (Be-)Funden – haben wir bislang nur ein paar interessante Scherben ausgegraben, aus denen das einstige Gefäß und seine Funktion noch rekonstruiert werden müssen. Es wurde auch deutlich, wie stark die Sprachgeschichte interdisziplinär verwoben ist: Wir brauchen die Soziologie, die Kulturanthropologie und die Geschichtswissenschaft, um unsere Befunde richtig deuten zu können. Umgekehrt benötigen diese Disziplinen unsere Kompetenzen. Unverzichtbar sind aus meiner Sicht auch die Vergleiche mit anderen germanischen Sprachen – heute waren es Schwedisch und Friesisch –, die erweisen, in welchem Ausmaß unsere sprachlichen Strukturen kulturell geprägt sind. Letztlich gilt dies auch für die abstrakten Ablautmuster im ersten Teil. Nur das, was uns wichtig ist, benennen und versprachlichen wir. Sprache ist das Sediment jahrhundertelanger kultureller Praktiken. Um diese Relativität nicht nur erfassen, sondern auch präzise ermessen zu können, muss man Sprachgeschichte betreiben, und zwar konsequent kontrastiv.

Literatur

- Alford, Richard* (1988): *Naming and Identity: A Cross-Cultural Study of Personal Naming Practices*. New Haven.
- Anward, Jan / Linke, Angelika* (2015): *Familienmitglied Sally*. Zur Verwendung von Tiernamen im Kontext von Homestories in der schwedischen Wochen- und Tagespresse. Eine namenpragmatische Miniatur. In: Dammel, Antje et al. (2015a), 77–96.
- Bertsche, Karl* (1906): Die Namen der Haustiere in Möhringen. (Amt Engen). In: *Alemannia*, N.F. 7, 130–137.
- Dammel, Antje* (2011): Konjugationsklassenwandel. Prinzipien des Ab-, Um-, und Ausbaus verbalflexivischer Allomorphie in germanischen Sprachen. Berlin/New York.
- Dammel, Antje / Nübling, Damaris / Schmuck, Mirjam* (eds.) (2015a): *Tiernamen – Zoonyme*. Band 1: Haustiere. Heidelberg.
- Dammel, Antje / Nübling, Damaris / Schmuck, Mirjam* (eds.) (2015b): *Tiernamen – Zoonyme*. Band 2: Nutztiere. Heidelberg.
- Duden Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 8000 Vornamen. Mannheim/Zürich 2013.
- Leibring, Katharina* (2009): Zwartje, Flight of Delight and Chikai. Borrowed Names for Animals in Sweden. In: *Proceedings of the 23rd ICOS*. Toronto, 658–664.
- Leibring, Katharina* (2015): Zoonyms in the onomasticon – names of cattle, dogs and cats from a Scandinavian perspective. In: Dammel, Antje et al. (2015a), 37–75.
- Nowak, Jessica* (2010): Im Spannungsfeld starker und schwacher Verben. Zur Entstehung einer »8. Ablautreihe« im Deutschen, Niederländischen und Luxemburgischen. In: Dammel, Antje et al. (eds.): *Kontrastive Germanistische Linguistik*, Hildesheim, 429–472.
- Nowak, Jessica* (2015): Zur Legitimation einer 8. Ablautreihe. Eine kontrastive Analyse zu ihrer Entstehung im Deutschen, Niederländischen und Luxemburgischen. Hildesheim.
- Nübling, Damaris* (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. Tübingen.
- Nübling, Damaris / Fahlbusch, Fabian / Heuser, Rita* (2015): *Namen*. Eine Einführung in die Onomastik, 2. Auflage. Tübingen.
- Nübling, Damaris / Dammel, Antje / Duke, Janet / Szczepaniak, Renata* (*2013): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen*. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen.
- Schaab, Eva* (2012): Von *Bello* zu *Paul*: Zum Wandel und zur Struktur von Hunderufnamen. In: *BNF* 47, 131–161.
- Schmidt, Wilhelm* (*2013): *Geschichte der deutschen Sprache*. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Stuttgart.
- Schmuck, Mirjam* (2010): Relevanzgesteuerter verbalmorphologischer Wandel im Deutschen und Schwedischen. In: Dammel, Antje et al. (eds.): *Kontrastive Germanistische Linguistik*. Hildesheim, 523–551.
- Schmuck, Mirjam* (2013): Relevanzgesteuerter verbalmorphologischer Umbau. Deutsch, Schwedisch und Niederländisch im Kontrast. Hildesheim.
- Seibicke, Wilfried* (*2008): *Die Personennamen im Deutschen*. Berlin: De Gruyter.
- Tammena, Manno Peters* (2009a): *Namengebung in Ostfriesland: Personennamen, patronymische Namen*. Ursprung, Entwicklung, Niedergang. Norden.
- Tammena, Manno Peters* (2009b): *Von Aafke bis Zwaantje*. Besonderheiten und Merkwürdigkeiten der Namengebung in Ostfriesland. Norden.
- Van der Woude, Ida* (2011): »Familie« als Diskursobjekt. Veränderungen im Spiegel des Sprachgebrauchs der Presse seit den 1960er Jahren in Deutschland und Schweden. Linköping.

Dudenbeiträge

Zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils
Herausgegeben von der Dudenredaktion

Heft 62

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet.
© Duden 2016
Bibliographisches Institut GmbH,
Mecklenburgische Straße 53, 14197 Berlin

Satz typegerecht, Berlin
Herstellung Ursula Fürst
Druck und Bindung docupoint GmbH,
Otto-von-Guericke-Allee 14, 39179 Barleben

Printed in Germany
ISBN 978-3-411-70499-6

ISBN 978-3-411-70499-6



9 783411 704996